

Biekenet Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenet Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Bussé.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Plan war nach der Lage der Dinge der beste und vernünftigste, den man fassen konnte. Er wurde auch endlich allgemein angenommen. Und so begann denn ein lustiges Lagerleben, das den meisten über alle Massen gefiel. In Slupzy sah es schließlich aus, als ob jeden Tag Jahrmärkte wäre. Von fern und nah waren die Trödeljuden herbeigeeilt, um ihre Schätze auszulegen. Und das Geld, das man über die Grenze gebracht hatte, lief bei dem Faulenzulerleben rasch davon. Man setzte seinen Stolz darein, möglichst in voller Nationaltracht umherzugehen, und alle Artikel dieser Art fanden reißenden Absatz. So kam eine gewisse Uniform auf. Die Konföderatta mit den vier Zipseln war blau oder weiß, unten mit schwarzem Pelz verbrämt. Wer vornehmlich mit der Sense kämpfen wollte, trug ein rotwollenes Hemd, wonach die Senfemänner schon 1831 Rotheimden genannt wurden, und darüber einen grauen Mantel. Die Schützen, die mit der Feuerwaffe paradierten und sich etwas Besseres dünkten, bevorzugten den nationalen Schnürrock.

Es hatten sich zuerst etwas über dreihundert Mann eingefunden. Aber tagtäglich stießen neue Jüngler zum Heere. Bald kamen auch Transporte der Nationalregierung an. Waffen, Zelte, Kontributionscheine, deren Einlösung die Regierung nach Beendigung des Kampfes garantierte, und die von der Bevölkerung molens molens in Zahlung genommen werden mußten, wurden zu Händen des Kommandierenden abgeliefert.

Juzwischen verbreiteten sichere Leute den Aufruf des Grafen Napoleon Rutkowski durch die ganze Provinz Posen bis nach den beiden preussischen Provinzen und bis nach Schlesien hinein. Und der Name Rutkowski tat seine Schuldigkeit.

Vielleicht hatte sich Kasimir Kzonka mehr vorgestellt, aber Graf Napoleon war befriedigt. Die Zahl der Streiter hatte sich beinahe verdoppelt, eine Woche noch, und man konnte an die tausend Mann beisammen haben. Damit ließ sich schon der Versuch machen, etwaige kleinere russische Abteilungen abzufangen.

Es wurde auch Zeit, daß die Untätigkeit aufhörte. Die adligen Herren murrten; Degorski zeterte Tag für Tag und drohte, auf eigene Faust vorzugehen, und die Bewohner von Slupzy und Umgegend beklagten sich bitter über die Senfemänner, die mehr wie Feinde als wie Freunde hausten.

So gab Napoleon Rutkowski den Befehl zum Aufbruch. Man nahm die Richtung nach Südosten. Fast immer hielt man sich in Wäldern. Am zweiten Tage brachten Banern die Nachricht, daß ein russisches Regiment vordringe, nach Nordosten zu. Andere Meldungen wollten wissen, daß von Norden her eine größere Truppenabteilung in Eilmärschen

herannahe, um sich mit der ihr entgegenkommenden zu vereinigen. Dann sollte — das ließen auch Warschauer Instruktionen vermuten — gegen den mehr südlich stehenden Bandenführer Czechowski, der dem Feinde manchen Streich gespielt und selbst die größeren Städte beunruhigt hatte, ein entscheidender Schlag geführt werden.

Es war gegen Mittag, als diese Nachrichten einliefen. Die ganze Gegend war von sonstigen Aufständischen frei. Die Vereinigung der russischen Truppen hätte nicht verhindert werden können. Es gab nur eine Möglichkeit: Sich sofort auf die kleinere Abteilung mit aller Gewalt zu werfen und sie zu vernichten. Napoleon Rutkowski war im Augenblick dazu entschlossen. Die Flecke standen in seinem Gesicht, als er den Plan entwarf.

Nach den Mitteilungen der Bauern über den Weg, den die Russen nahmen, mußten sie des Abends in Lukom oder einem Nachbarort eintreffen. Da sie in Eilmärschen anrückten, mußten sie ermüdet sein; da sie in dieser Gegend keinen größeren Trupp Aufständischer vermuteten, konnte es nicht schwer sein, sie zu überraschen. Ein paar treue Leute auf den besten Säulen wurden zu genauester Erkundigung vorausgeschickt. Dann ward sofort aufgebrochen, denn die Entfernung war nicht gering. In der Dunkelheit erst langte man in Walde von Lukom an. Die Kundschafter bestätigten die Meldungen der Bauern und brachten noch genauere Einzelheiten. Danach bestand die anrückende Truppe aus ein paar Hundert Mann Infanterie und einer Sotnie Kosaken.

Graf Napoleon biß sich auf die Lippen. Er mußte, welchen heillosen Respekt seine Landsleute gerade vor den Kosaken hatten. Wenn die dunkelgrünen Lanzenreiter angestrengt kamen, klopfte selbst den Tapfersten das Herz im Leibe. Aber umkehren konnte man nicht mehr. Es hieß jetzt, das begonnene Spiel zu Ende zu bringen.

Die Nacht kam. Es wurde still. Wachtfeuer lohten, ab und zu klang der eintönige Ruf der Wachtposten herüber. Man konnte fast die Schritte der einzelnen hören, so ruhig war es. Die vom langen Marsche Ermüdeten mochten fest schlafen. Nach seinem Plane, der allgemeine Zustimmung gefunden, teilte Napoleon Rutkowski seinen Heerhaufen in zwei fast gleiche Teile. Den einen führte er selbst, die Führung des andern übernahm Siga Wendrowski, der Marquis. Seine Aufgabe bestand darin, in einem großen Bogen das Dorf zu umgehen, so daß auf ein gegebenes Zeichen der Angriff von zwei Seiten zugleich erfolgen konnte.

Die Wälder erleichterten das Gelingen des Planes. In ihrem Schutze konnte man sich ganz nahe an das Kirchdorf heranschleichen. Die Leute, die heute zum erstenmal an den Feind sollten, waren nicht müde. Sie sieberten, wenn nicht vor Kampfesbegier, so doch vor Aufregung. Ueberhaupt war eigentlich nur einer ruhig: Kasimir Kzonka.

Es verlief alles programmäßig. Durch aufsteigende Raketen zeigte Siga Wendrowski an, daß er sein Ziel erreicht hatte. In demselben Augenblick wurde, wie verabredet, der Befehl zum Angriff gegeben. Wenige Minuten später fielen

auf beiden Seiten die Marmeschiffe der Posten, die sich in einem wilden, betäubenden Lärm fortsetzten, der die wunderbare Stille der Märznacht durchgelte. Erschreckt, aufgerissen, noch halb verschlafen, nur wenige ganz bekleidet, taumelten die Russen auf die Straße, Signale riefen hier und da, schrill durcheinander tönten die Pfiffe. „Zu den Waffen! Verrat! Die Rothemden!“ schrie es durcheinander. Halb nackt raste ein Kosakenoffizier das Dorf entlang. Aber ehe sich die Kolonnen formieren konnten, brauchten die Polen heran. Nur vereinzelt fielen die Schüsse. Wütend, als müßten sie Garben mähen, setzten sich die geradegeschmiedeten Sensen gegen die Bajonette. Im Augenblick waren die Reihen in Unordnung. Ein erbitterter Einzelkampf, in der Dunkelheit geführt, entspann sich. Mit verbissener Tapferkeit verteidigten sich die Russen. Schon wollten sich die Linien wieder schließen, als von der andern Seite der Dorfstraße Siga Wendrowski anrückte. In die Mitte genommen, aufgelöst, von den furchtbaren Waffen zerfehrt, kaum vermögend, Freund und Feind zu unterscheiden, gaben die Russen bald allen Widerstand auf. In wilder Flucht warfen sie sich bald vor-, bald rückwärts, überall von dem Wall der Sensen empfangen. Verzweifelt suchten sich einzelne durch die Häuser zu retten oder sich wenigstens darin zu verbarrikadieren. Die Bauern schlugen sie nieder. Und in das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, in das Klirren der blutigen Sensen, in das wilde Geschrei der mordlustigen Sieger, in das Rollen der Schüsse dröhnten plötzlich die Sturmglocken der Kirche und trugen ihren dumpfen, heulenden Schall über die Wälder und Felser.

Erst als der Morgen graute, ließ sich der Umfang des Sieges, der Umfang der erlittenen Verluste feststellen. Beides hatte man des Nachts überschätzt. Ein großer Teil der Kosaken, ein kleiner Teil der Infanterie war doch entkommen. Nur wenige Gefangene hatte man gemacht. Aber dafür lag die Straße voll von Verwundeten, Sterbenden, Toten. Die meisten mit dem furchtbaren, klaffenden, langgezogenen Siebe der Sensen über Gesicht und Schädel.

Seit diesem Tage wurde Napoleon Rutkowski nicht mehr von Zweifeln geplagt. Wie schwerer, berauscher Wein wirkte der Sieg auf ihn. Vergessen war alles andere, vergessen sogar Hanna von Graßniz. Die Königskrone schwebte näher, durch die ganze Welt flog sein Name; ganz Polen würde ihm zujuchzen. Er verstand es nicht mehr, daß er an sich, an seiner Kraft hatte zweifeln können. Er fertigte Boten an die Regierung ab, er verlangte auf seinen Sieg hin ein größeres Kommando; er erließ sofort einen neuen Aufruf nach dem Siege von Lukom, einen Aufruf, der gleich dem ersten überall verteilt werden sollte. Er entwickelte eine Tätigkeit, daß selbst Kasimir Rzonka staunte. Der eine Erfolg hatte ihn so berauscht, daß er seitdem einen fanatischen Glauben an sich selbst hatte, an sein Genie, dem kein Ziel unerreichbar war.

Wie ein Lauffeuer, in ständiger Uebertreibung, hatte sich das Gerücht des Lukomer Ueberfalls durch ganz Polen verbreitet. Die Folge war, daß täglich neue begeisterte Kämpen zu der Fahne des Führers eilten, der den Russen diese empfindliche Schlappe beigebracht hatte.

Nach den langen Mißerfolgen wirkte der Sieg doppelt, nicht nur auf das Volk, auch auf die provisorische Regierung. Sie sprach in einem höchst schmeichelhaften Schreiben dem Grafen Napoleon Rutkowski den Dank der Nation aus, und teilte vor allem mit, daß sie dem General Czechowski hatte Ordre zukommen lassen, sich mit dem Sieger von Lukom zu vereinigen, um gemeinsam auch die von Norden anrückende größere Truppenabteilung zu vernichten.

„Vielleicht erkennen Sie nun, daß ich recht hatte,“ sagte Kasimir Rzonka. „Czechowski verfügt nach meiner Schätzung über vielleicht zweitausend Mann. In Kürze haben wir ebensoviel. Durch die Vereinigung wird immerhin ein Heerhaufen von viertausend Mann geschaffen. Nach natürlichen Gesetzen zieht diese größere Schar alle kleineren Bandendees mit ihren Streikräften an sich und saugt sie auf. Noch ein paar kleinere oder größere Erfolge, und Sie stehen im Sommer an der Spitze eines Heeres von zwanzigtausend Mann.“

„Es soll an mir und den Erfolgen nicht liegen,“ hatte Kasimir Rzonka zur Antwort bekommen. —

Daran dachte Napoleon Rutkowski, als sein Blick, der über die Karte schweifte, auf Lukom haften blieb. Es waren sechs Tage nach dem Siege vergangen. Die Aufständischen hatten sich mehr nordwärts gezogen und lagerten unweit der Chaussee von Konin nach Kolo. Der Befehlshaber der russi-

sehen Truppen war durch die Nachrichten, die von Lukom kamen, offenbar eingeschüchtert. Man hatte bisher nichts von einem in dieser Gegend stehenden aufständischen Heere vernommen und war nun um so unangenehmer überrascht. Bersprengte Kosaken, denen es gelungen war, nach Norden zu der Hauptabteilung zu stoßen, mußten nur auszufagen, daß die Rothemden in beträchtlicher Stärke angegriffen hätten.

So gab der Kommandierende der Russen seine erste Absicht, sofort auf den Feind loszumarschieren, auf. Er ging vorsichtig vorwärts und versuchte erst die Stärke der neu formierten Bände zu erkunden, ehe er einen Entschluß faßte. Napoleon Rutkowski mußte über die Stärke und Stellung des Feindes besser Bescheid. Das Landvolf hielt treu zur polnischen Sache und leistete am unauffälligsten Spionendienste. Auch er wich einem Kampfe aus. Waren die Russen ihm auch an Zahl nicht viel überlegen, so waren sie doch ganz anders diszipliniert und ausgebildet als seine zusammengewürfelten Haufen. In den letzten Tagen jedoch hatte sich das Verhältnis verschoben. Der Sieg bei Lukom lockte Hunderte unter das Kommando des siegreichen Führers. Bald waren die Polen der Anzahl nach stärker als die Russen. Wenn Czechowski rechtzeitig eintraf, war ein neuer Sieg der Aufständischen gewiß.

Es fragte sich allerdings, ob der General überhaupt Lust hatte, dem Befehl der Nationalregierung zu folgen und sich mit dem Sieger von Lukom zu vereinigen. Diese Bandendees waren sehr selbständig und aufeinander eifersüchtig. Zwar wollten sie alle das Vaterland retten, aber jeder für sich. Einer neidete dem andern seine Erfolge. Und besonders Czechowski galt als sehr hochmütig; er würde sich schwerlich einem andern Führer unterordnen.

Unruhig schritt Napoleon Rutkowski auf und ab. Eines stand fest: Nur wenn er den Oberbefehl erhielt, vereinigte er sich mit Czechowski. Denn nur dann knüpfte sich der sichere Sieg an seinen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillingbrüder.

Paul Alexander Schettler.

Inwiefern der Krieg bei allem Unheil auch Segen stiften kann, das sollten die Kanoniere Peter und Paul baldweit erfahren. Peter und Paul waren nicht allein Brüder, sondern, was noch viel enger verknüpft, Zwillingbrüder, und als solche einander ja ähnlich, wie ein Ei dem anderen.

Schon, als sie noch Säuglinge waren, soll ihre Ähnlichkeit so verwirrend gewesen sein, daß man beide Knaben nur durch verschiedenfarbige Bändchen ihrer Beifingringe habe voneinander unterscheiden können, derart, daß Peter ein blaues und Paul ein rotes Bändchen um den Hals trug, als „Erkennungsmarke“.

Aber schon in jener Zeit begann das Unglück der beiden einander so ähnlichen Zwillingbrüder. Eine etwas konfuse Amme hatte beiden Buben beim Baden die bunten Bändchen abgenommen, und das Verhängnisvolle geschah: die Amme wußte nicht mehr, wem der beiden das blaue und wem das rote Bändchen gehörte. Es ließ sich also in den frühesten Jahren der Zwillinge nicht mehr mit Gewißheit sagen, ob sie nicht vertauscht waren und Peter nicht Paul und Paul nicht Peter war.

Dieses Verhängnis, das so frühzeitig seinen Schatten auf das Leben der beiden Brüder warf, sollte sich in der Folgezeit noch recht oft an ihnen erfüllen.

Peter und Paul waren nicht allein äußerlich ähnlich, sie harmonierten auch innerlich mit einander, wenngleich ihre Temperamente völlig verschieden waren. So neigte Peter zu allerhand Streichen, während Paul folgsamerer Natur war. Hatte Peter Aepfel aus Nachbars Garten stibitz oder sich sonst strafbar benommen, so war es in der Regel Paul, der mit dem unschuldigsten Gesicht dabei stand und die Rache der Betroffenen in Gestalt von Prügel und Schimpfworten auf sich niederhageln ließ. Denn natürlich hatten die in Wut versetzten nicht erst Zeit, sich zu vergewissern, ob sie den richtigen der beiden erwischt. Ihnen genügte, wenn sie einen faßten, an dem sie das Werk ausgleichender Gerechtigkeit vollziehen konnten.

Paul nahm Peter diese falsche Buchung seines Schuldkontos nicht weiter übel, half ihm doch dafür der heillosigere Bruder in den Schulden ab und lehrte ihn allerhand interessante Dinge, davon sich nicht einmal Lehrer Graunzer's Schulweisheit etwas träumen ließ, und Lehrer Graunzer hielt schon die Tatsache, daß das Schicksal die beiden Brüder einander zum Verwechseln ähnlich geschaffen habe, als hinreichend verdächtig. Tatsächlich hatte der arme Lehrer seine liebe Not mit den beiden; denn, da er einmal kurzichtig war, zum anderen die Gerechtigkeit zum ausschlaggebenden Faktor in der Erziehung anerkannte, war er in steter Ungewißheit, welcher von den beiden der befähigtere war, und wem er daher die Tadelnote und wem er das Lob erteilen sollte. Peter und Paul huldigten nämlich der Gewohnheit, ständig ihre Plätze zu tauschen,

nämlich von morgens bis abends, ohne auch nur eine Viertelminute auszuweichen. Adolphus verdaunt sein Dasein erstens der Tatsache, daß die Engländer leidenschaftliche Pfeifenraucher sind, und zweitens dem Umstand, daß eine neue Pfeife nicht schmeckt, sondern erst eine „angeräuchte“. Diefem Fehler, der bisher aller Pfeifenkäufern Verdruß bereitet, hilft Adolphus ab. Wenn man eine neue Pfeife kauft, steckt man sie gleich im Laden Adolphus in den Mund, hierauf geht man ein Stündchen spazieren und kehrt dann zurück, um die geradezu ideal angeräucherte Pfeife endgültig in Besitz zu nehmen. Wenn man in den fraglichen Laden kommt, muß man oft wegen des Gedränges lange warten, bis Adolphus bereit ist, einem die geschüderete Gefälligkeit zu erweisen. Adolphus ist nämlich kein Mensch, sondern ein Apparat, der auf elektrischem Wege die Pfeifen raucht.

Schirmhelden vor Cadorna. Wenn Cadorna im Kugelregen heute immer mit einem Schirm dargestellt wird, so hat er seine Vorbilder an den Chinesen. Diese waren bekanntlich, noch im letzten Krieg mit Japan, wenig auf europäische Kriegsführung und Kriegstechnik eingeebnet. Sie traten vielmehr, statt in Schützenketten auszusichern und sich einzugraben, den Japanern in wohlgeordneten Karrees entgegen. Als dann die ersten japanischen Geschosse in ihre Reihen einschlugen, spannten sie in aller Gelassenheit große seidene Schirme auf, die mit bunten Drachentragern bemalt waren. Durch den Anblick dieser Ungeheuer gedachten sie ihre Gegner zu erschrecken und in die Flucht zu schlagen, durch die Schirme selbst aber sich vor dem Eisenhagel aus den japanischen Gewehren und Kanonen zu schützen. Ganz wie jetzt Cadorna an der Nonjo-Front! . . .

Büchertisch.

— Ein Ruhmesblatt für die Technik, für die Technik, die unsere Zeit von Eisen wachsen ließ, ein Loblied für die Schaffende, erdumgestaltende Tätigkeit des Ingenieurs, das Fachleute wie Laien mit gleichem Vergnügen in die Hand nehmen werden, ist das soeben bei Dr. Eyler & Co. in Berlin S.-W. 8 erschienene hochinteressante Buch „Die Maschine in der Kartellatur“. Ein Buch zum Siege der Technik. Von Dipl.-Ing. Hans Wetlich. Oktav, 216 Seiten mit über 250 Bildern. Mit farbigen Titelbild nach Original von C. O. Petersen. (Gebietet M. 3,50, gebunden M. 4,50.) — Ein Buch, das sich wie ein spannender Roman liest, das, wo man es anschlägt, Wissenswertes, Anregung und angenehme Unterhaltung bietet. Besonders interessant ist der reichhaltige Bilderreichtum. Jahrhundertlang in Archiven schlummernde köstliche Blätter, vielfach mit den verdrastischen Darstellungen des ausgehenden Mittelalters, reizende Miniaturen aus alten Handschriften, glänzende Holzschnitte von Tobias Stimmer und anderen Zeitgenossen von Hans Sachs hat der Verfasser in eifriger Sammeltätigkeit zusammengetragen. Und dann die Groteske der Neuzeit: Grandville, Shorthank, Heinrich Heine, Stuby, Mühlenhütte, Schmidhammer, Schaberhül, Robinson und wie die Hochmeister vom komischen Titel alle heißen, alle sind mit vielen glänzenden Bildern vertreten und machen das Buch zu einem der interessantesten und wertvollsten, die auf dem Büchermarkt der letzten Jahre erschienen sind.

— Im Türkischen Hauptquartier. Von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter. Eingeleitet von Marschall Liman von Sanders. Mit zahlreichen Bildbeigaben. Leipzig, Desse & Vester Verlag. Kart. 3,50 M., in Leinenband 4 M. — Das neueste Kriegsbuch des durch sein dreibändiges Werk „Im Kaiserlichen Hauptquartier rühmlichst bekannten Kriegsberichterstatters Paul Schweder wird sichtlich Aufsehen erregen. Ist es doch die erste zusammenhängende, auf eigener Anschauung oder auf zuverlässigen Neuigkeiten beruhende Darstellung der weltgeschichtlichen Dardanellenkämpfe. Den Höhepunkt des Buches bildet eine Schilderung der Feste des Verfassers in Gesellschaft des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg nach den Dardanellen und Gallipoli, sowie seiner Fahrt rund um Troja. Bilder der deutschen und der türkischen Heerführer, interessante Aufnahmen von Gallipoli und den Dardanellen, sowie der schönsten Punkte Konstantinopels und des türkischen Landes sind besonders vortrefflich ausgestattet, zu Geschenkzwecken ganz besonders geeignete Buch.

H. B. Wallach: Aus dem Tagebuch eines Kriegsfreiwilligen 1914/15. Kenien-Verlag zu Leipzig. — Es ist ein bemerkenswerter Zug dieser Zeit, daß der über Nacht herein gebrochene Krieg nicht allein in der ganzen Volksmasse, nur vermutete, ethische Momente auslöste, sondern daß auch im höher veranlagten Einzelmenschen plötzlich Saiten anklängen und Quaken aufspringen, die sonst wohl noch lange stumm und verschlossen geblieben wären. — Wallach ist kein Blanderer, kein oberflächlicher Schilderer, er ist wirklich ein Dichter, oder verspricht, es wenigstens nach den gegebenen Proben zu werden. Gatten seinen Stimmungsbildern auch zum Teil noch die Schlacken gewollter heifer Reimfucherei an, so fallen sie doch schon in Gedichten wie „Zwischen den Gräben“, „Warum denn nicht ich?“, „Vermitt“ vollständig ab, und was sich hier darbietet, gibt eine Grundlage, auf der sich aufbauen läßt. Wünschen

wir dem jungen Dichter eine Steigerung seiner Reife und Fähigkeiten, wie sie sein „Tagebuch“, das seine Dichterberuf findet, andeutet.

— **Lena Christ:** Die Rumpfhanni. Roman. Umschlag- und Einbandzeichnung von Paul Neu. Preis gebietet 4 M., in Leinen gebunden 6 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Lena Christ erzählt in diesem heiteren, künstlerisch aber sehr ernst zu nehmenden Roman die Geschichte einer Körperlich und geistig raffigen und gesunden, für die Liebe wie für die Wahrung ihres Vorteils in gleicher Weise begabten Bauernmagd, die hinauf will und hinauf kommt. Daß Lena Christ es verstand, und diese Person ohne jede Verschönerung ihrer Fehler, ohne jede Verflüchtigung ihres Charakters so nahe zu bringen, gibt ihrem neuen Buche wieder den dichterischen Wert, den ihre früheren Romane gleichfalls in hohem Grade aufwiesen. Und auch hier bewährt sie ihre rühmlichst bekannte Meisterschaft in der Schilderung oberbayerischer Bauern und Münchener Kleinbürgerkreise. Jede Figur ist gesehen, jedes Wort, das diese Leute sagen, ist gehört und mit keinem Ohr aufgefungen. In diesem Buche spricht alles von starkem, echtem, volkstümlichem Leben.

— **Deutscher Wille (Kunstwart), 2. Januarheft 1917.** (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Das Heft wird eingeleitet von Arthur Bonus, der in seinem Aufsatz „Ein Kampf der Moral“ tiefgreifende unterscheidende Richtlinien aufweist zwischen der Freiheitsmoral des Kapitalismus, wie ihn die Entente, und der Organisations-Moral des Sozialismus, wie ihn das neue Deutschland vertritt. Wolfgang Schumann widmet zwei Büchern, die grundlegend Neues bringen, je eine eingehende Besprechung, dem Buche von Prof. Hugo Preuß „Das deutsche Volk und die Politik“ und dem Buche „Das deutsche Musikleben“ von Paul Becker, an dessen Verfasser er in Gestalt eines Briefes über Wesen und Form auf jenem Gebiete schreibt. Ferdinand Avenarius beschäftigt sich in einem Aufsatz über „Kunst und Brot“ mit der Lage der Künstlerschaft infolge des Krieges, während mit der Lage der Bauernschaft sich ein Beitrag „Gutsbesitzer und Bauern“ von Ferdinand Nagel befaßt. — Aus der reichhaltigen Rundschau seien hervorgehoben die Beiträge: Gregori, Ueberflüssige Rundfragen. E. Nidden, Die Stunde des Martin Jochner. Avenarius, Vorlesungen in Kleinstadt und Dorf. Alexander Ester, Parageldlose Zahlung. Otto Corbach, Steuerabwälzung. Avenarius, Die Heroine von Loos. — Die Bilderbeilagen (Wigandt, Löwe an der Tränke, und Schönleber, Quinto al mare) sind diesmal zugleich glückliche Beispiele für den Unterhalt von „Kunstblatt“ und „guter Wiedergabe“.

— **H. D. Weber: Indiskretionen. Erlebtes und Erlauchtes.** Steif brosch. 2.— Mark, gebunden 3.— Mark. — Indiskretionen. Neue Folge. Steif brosch. 2.— M., gebunden 3.— M. Heinrich J. S. Bachmair Verlag, Berlin W. 63 — München.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Kartoffelgulasch: 4 Pfund Kartoffeln sind nicht ganz gar zu kochen, zu schälen und in Scheiben zu schneiden. In heißem Fett brät man Zwiebeln gelb, gibt 1 Eßlöffel Kümmel und die Kartoffeln dazu, nebst Salz. 1 guter Eßlöffel Mehl wird mit 1/2 Schoppen Milch angerührt dazugegeben und 1/4 Stunde langsam kochen lassen, dann gibt man 1/2 Pfund gedacktes Rindfleisch dazu und läßt das Gericht auf warmer Herdplatte oder in der Kochkiste 1/2 Stunde ziehen, nicht kochen.

Noterübengemüse: Abgekochte, weiche Rüben werden in feine Scheiben geschnitten und beim Arrichieren mit holländischer Tunke übergossen.

Zwiebelgemüse: Mit Schmirnöl sämig gemachte Milchtunke, gelassen, wird aufgelöst. In dieser Tunke läßt man eine genügende Portion in Scheiben geschnittener Zwiebeln weich dünsten.

Apfelsauce: In eine Aufkafform füllt man Kartoffelbrei, dann eine dicke Lage rohe, in Scheiben geschnittene Äpfel, als letzte Lage Kartoffelbrei. Im Ofen zu backen. (An Stelle Äpfel sind auch Gemüsereste oder Sauerkraut zu verwenden.)

Rästel.

Eine tolle Geschichte.

Herr Joffre ging mit French spazieren,
Er wollte ihm vor die Augen führen
Ein schönes Gelände, wo er will bauen
Das stärkste Schanzenwerk, das je zu schauen.
Da plötzlich rief der French erschreckt,
Daß dein schon ein preussischer Krieger steckt.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer:
Schuldredte.